

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 15 (1925)

**Heft:** 37

**Artikel:** J.C. Heer

**Autor:** Erny, Karl

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-645995>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

frühzeitig singen zu lehren. Mit seinen kleinen Volksschülern gab er Aufführungen, die die Aufmerksamkeit von Musikfreunden im nahen Zürich erregten. Man verschaffte ihm ein staatliches Stipendium, damit er sich in Deutschland in der Musik weiter ausbilden könne. Silcher in Tübingen, der Meister des Volksliedes, wurde sein erster Lehrer. Noch günstiger wirkte ein Aufenthalt bei Musikdirektor Frech am Seminar Eßlingen. Hier trat er in Publikationen gegen den schlechten Gesangunterricht in der Schule auf und wurde vom Ministerium mit einem Gutachten über ein neu einzuführendes Gesanglehrmittel beauftragt. Den in Deutschland damals üblichen einstimmigen Kirchengesang suchte er, allerdings ohne Erfolg, durch den mehrstimmigen nach schweizerischem Brauch zu ersetzen. Er veröffentlichte Grundzüge für den ersten Gesangunterricht und gab 43 Lieder für diesen heraus, die in kurzer Zeit in mehr als 100,000 Exemplaren verkauft waren. Über seine Tätigkeit führte er ge wissenschaftl. Tagebuch und berichtete ausführlich nach Zürich. Trotzdem wurde sein Gesuch um Verlängerung des Stipendiums 1840 ab schlägig be schieden und er mußte in die Schweiz zurückkehren. In Zürich war aber infolge der September revolution 1839 seines Bleibens nicht. Er fand zunächst eine Anstellung als Gesanglehrer im Erziehungsinstitut Rauscher in Wangen a. A. Damit begann seine Tätigkeit im Kanton Bern. Er verließ den Kanton bis zu seinem Lebensende nicht mehr. In Wangen lernte ihn der damalige Direktor des Lehrerseminars in Münchenbuchsee kennen, Seminar direktor Ridli. Er berief den jungen, tüchtigen Musiker als Gesanglehrer nach Münchenbuchsee ans Lehrerseminar. Am 19. April 1842 begann er seine Tätigkeit in Münchenbuchsee, hatte damit das Schönste Feld für seine initiativen Tätigkeit gefunden. Mit tüchtigem Wissen und Können ausgerüstet, voll Freude und Eifer, nahm er seine Arbeiten auf. Ein Schüler schrieb über seine Arbeit: „Seine Schüler wußte er zu fesseln, für die edle Sache zu begeistern durch die Gründlichkeit und Klarheit seines Vortrages; und durch den umfangreichen Gesangsstoff, in den er sie nach und nach einführte, wußte er ihr Wissen und Können in richtigen Einflang zu bringen...“ Auf seine schöpferische Tätigkeit wirkte namentlich sein intimer Freund und späterer Seminar direktor Grunholzer, ein geistreicher, talentvoller Mann, ein. Zu dessen Verien komponierte er eine prächtige Weihnachtskantate, gab in den vierziger Jahren auch sein weiland sehr berühmtes vierbändiges Werk über die Gesangslehre heraus. Gleichzeitig erteilte er den Gesangunterricht am Lehrerinnenseminar in Hindelbank. Zu Fuß ging er jeweilen von Münchenbuchsee nach Hindelbank und zurück, oft des Nachts. Von 1848 an war er Direktor des bernischen Kantonsgesangvereins und wirkte in Wort und Schrift für dessen Entwicklung.

1852 trat im Kanton Bern der politische Umschwung ein, dem Seminar direktor Grunholzer weichen mußte. Unter den Lehrern, die ihre Entlassung erhielten, befand sich auch Weber. Das schmerzte ihn tief. Die musikalische Tätigkeit hemmte es allerdings nicht. Er wandte sich nach Bern und gründete hier eine Musikschule. Daneben brachte ihm eine neue Klavierhandlung nicht unwichtigen Erwerb. Er dirigierte die „Berner Liedertafel“, nach deren Trennung in zwei Vereine den „Frohsinn“. Über seine Musikschule schrieb er an einen Freund: „Meine Musikschule geht ihren guten Gang, zufrieden bin ich aber mit meiner vollen Leistung nicht. Ich bin immer von dem Gedanken beseelt, die Schüler sollten nicht bloß reproduktiv gebildet werden; alles, was sie erhalten, alle Musikstücke, die sie lernen, sollten sogleich im Leben verwendbar sein. Ein Choral, ein Tanz, ein Lied singen und begleiten, das sollte von Stufe zu Stufe immer da sein, sodass sie für alle Lebensverhältnisse, Stimmungen usw. immer gerüstet wären; so würde das produktive Vermögen auch gestärkt. Alle Musikstücke sollen dem Geist des Schülers angemessen sein. Von dieser Lehrmethode bin ich noch ziemlich entfernt, doch rückt's immer näher.“

Im Jahre 1860 wurde Johann Rudolf Weber wieder zum Gesang- und Musiklehrer in Münchenbuchsee am Lehrerseminar gewählt, ohne in der Folge seinen Berner Wohnort aufzugeben zu müssen. Im gleichen Jahr wurde er Ehrenmitglied des eidgenössischen Sängerbundes, Mitglied des Zentral- und Musikomitees, sowie des Kampfgerichts. Weber wirkte er für ein gesundes, reges Sängerleben, wurde bald hierhin, bald dorthin als Leiter von Kursen berufen, überall seine Schüler begeistert. Diese Wirksamkeit trug ihm den Ehrentitel „Sängervater“ ein, den er mit Ignaz Heim teilt. Von 1860–1872 wirkte er an allen eidgenössischen und kantonalen Musikfesten als Kampfrichter mit, oft als Präsident des Kampfgerichts. 1861 gründete er das schweizerische Sängerblatt, das zu einem Sprechsaal für das Sängerleben der Schweiz und des Kantons Bern wurde. Zu seinem 1848 mit Grunholzer bearbeiteten Schulgesangsbuch samt Gesanglehre trat 1865 sein Heft „Lieder und Übungen“, das binnen kurzem in 20,000 Exemplaren verbreitet war. In diese Zeit fällt auch die Bearbeitung der obligatorischen Gesanglehrmittel für die bernische Volksschule, die sich in wenigen Jahren mit einigen Abänderungen auch in den Kantonen Zürich, St. Gallen, Appenzell, Aargau, Solothurn, Thurgau und Schaffhausen eingürteten. Im letzten Lebensjahrzehnt begann er noch mit der Bearbeitung eines Schulbuchs für die Singeschulen der französischen Schweiz. In den siebziger Jahren erteilte er auch den Gesangunterricht an der Einwohnermädchenschule in Bern und wirkte für die Verbesserung des Kirchengesangs und des Kirchengesangbuches.

Viel Freude erlebte er an seinen Kindern. Gustav Weber hatte die musikalischen Talente seines Vaters geerbt. Er ging noch nicht in die Schule, als er die schwierigsten Akkorde zu treffen wußte. Als elfjähriger Knabe komponierte er in mozartischem Stile eine Sonate. Er wurde später ein geschätzter Musikdirektor und Komponist in Zürich.

Im Frühjahr 1875 wurde Johann Rudolf Weber leidend. Dem eidgenössischen Sängertag konnte er nicht mehr beiwohnen. Er suchte Erholung in der Kaltwasserheilanstalt Brestenberg, dann auf dem Beatenberg. Hier ereilte ihn am 22. September 1875 der Tod. Die Berner bereiteten ihm Sängervater ein ergreifendes Leichenbegägnis. Seine sterbliche Hülle wurde auf dem Rosengarten zu Bern beigelegt. Seminar direktor Rüegg zeichnete das Lebensbild seines Freundes und die Seminaristen von Hofwil sangen die Lieder „Stumm schläft der Sänger“ und „Es lebt in jeder Schweizerbrust“. Realschuldirektor Lüscher legte als Präsident der Berner Liedertafel einen Lorbeerkrantz auf das Grab des einstigen Mitbegründers des Vereins, vorübergehenden Direktors und langjährigen Ehrenmitgliedes.

Fünfzig Jahre sind seit dem Tode des Sängervaters ins Meer der Vergangenheit gestiegen. In Sängerkreisen aber spricht man immer noch mit der größten Ehrfurcht von dem gediegenen Manne und seinen Verdiensten um den Volksgesang.

G. Vogt.

### J. C. Heer,

der Dichter des „König der Bernina“ gestorben.

Am 20. August ist in Zürich, im Alter von 66 Jahren, der bekannte Schweizer Dichter J. C. Heer gestorben.

Mit J. C. Heer geht der Schweizer Schriftsteller zu Grabe, der die Eroberung des deutschen Dichterkreises für die schweizerische Romanliteratur, die Gottfried Keller im engeren Kreise begonnen hat, weiter vollendete. J. C. Heer wurde im Jahre 1859 in Töss bei Winterthur als Sohn eines einfachen Handwerkers geboren, besuchte die Mittel- und Hochschulen und wandte sich hierauf dem Lehrerberufe zu. Mit einem frisch und anschaulich geschriebenen Reisetagebuch: „Ferien an der Alpina“, trat er zum erstenmal als Schriftsteller an die Öffentlichkeit.

Rasch folgte dann Buch auf Buch. Hatte schon der Roman „An heiligen Wassern“ einen ungewöhnlichen Erfolg (er brachte es auf eine Auflage von 200,000 Exemplaren), so fand der zweite, große Wurf „Der König der Bernina“ eine noch weit größere Lesergemeinde. Auf dem Büchertisch erschien von Jahr zu Jahr ein neuer Heer-Roman: „Felix Notwest“, dann „Toggelti“, hierauf der „Bilder vom Bodensee“, „Da träumen sie von Lieb und Glück“, „Der Wetterwart“, „Laubgewind“, „Die Luftfahrten des Herrn Walter Meiß“, „Was die Schwalbe sang“, „Heinrichs Romfahrt“ und „Nid Tappoli“.

Seit einigen Jahren ist es um J. C. Heer sehr still geworden. Der unselige Weltkrieg hatte ihn nicht mit schlimmen Schlägen verschont. Durch die schweren Inflationszeiten, da die deutsche Mark zu wertlosen Papier Scheinen herabgesunken, wurde Heer, der alle seine Bücher bei deutschen Verlagsanstalten untergebracht hatte, um sein ganzes Vermögen gebracht. Schon früher in jungen Jahren hat Heer einmal versucht, in norddeutschen Landen seßhaft zu werden. Es ist ihm nicht gelungen, zu sehr war er an die Scholle seiner Heimat gefesselt. Nun mußte er auf seine alten Tage noch einmal den Wanderstab ergreifen. Über Herzweh und Heimatssehnsucht trieben ihn wieder zurück. Er erfuhr die Vergänglichkeit der Treue der großen Welt und war ein Fremdling unter den fremden Menschen. Der Schriftsteller, der Millionenauflagen sah und auf ein glanzvolles Leben voll Ruhm und Freude zurückblicken konnte, war einsam und atmete auf, als ihm die liebe Heimat für die letzten Jahre ein Asyl bieten konnte.

Die Beisetzung in Zürich war eine stille, aber dankbare Ehrung an den Dichter, der so vielen Menschen mit seinen herrlichen Büchern Erbauung und Besinnung bot. Das Schweizer Volk aber wird ihn nie vergessen und seine Bücher fortleben lassen in dankbaren Herzen.

Wie Heer zum Dichter wurde, hat er selbst einmal in anschaulicher Weise geschildert. Schon als Knabe hatte er sich in seiner stillen Dorfheimat vorgenommen, einmal ein Geschichtsschreiber zu werden. Aber drei lange Jahrzehnte gingen dahin, bevor die langgelaute Flut seiner Erfahrungen und Erlebnisse zum Durchbruch kam und sich in einem Kunstwerk offenbarte.

Die erste Anregung zu diesem Erstlingswerk erhielt er bei einem Ausflug, den er als 19jähriger mit andern Seminaristen zusammen machte, mit denen er das Lehrerseminar zu Rüsnacht am Zürichsee besuchte. Zum erstenmal ging es ins Hochgebirge, das den Sohn der stillen Täler bisher nur von Ferne gegrüßt. „Das war ein Fest wie junge Liebe!“ erzählt er. „Durch die frischfrischen Boralpenlandschaften des Simmen- und Saanentals ging der Marsch fern den sonnigen Firschen entgegen, jeder freundliche Gruß wurde mit einem Wanderlied erwidert, die Hüte schmückten sich mit Alpenprimel und Männertreu. Dann standen wir bei dem verwitterten großen Holzkreuz auf dem Sanetschpaz. In webenden Sonnenduft eingetaucht, lag zu unsern Füßen das alte Land Wallis wie der Traum eines Malers, die Stadt Sitten mit Burg- und Kirchenhügel erschien wie eine Fata morgana des Südens, die Rhone zog wie eine silberschuppige Schlange durch die Gründe, darum her flammte eine strahlende Bergwelt, Haupt an Haupt, Krone an Krone, und hinter dem Felszahn des Matterhorns leuchtete der tiefblaue Himmel Italiens. Durch die schweigenden Ruhe des Hochgebirges ging unvermittelt ein Donnerhall, Lawinen redeten mit gewaltigen Tönen, und von der Größe der Stimmung erregt, lösten wir uns, einer meiner Freunde und ich, in jugendlichem Vorwärtsdrang aus der Schar der Uebrigen. Wir suchten als Vortrupp auf eigene Faust durch den stillen Jubel des Hochgebirgsfrühlings über Hochweiden, durch Bergwälder, die wie unbretetene Dome grauer Vorzeit standen, den Weg ins tiefe Tal, in die Schluchtwildnis der Morge. Da rasten wir auf dem steinernen, starkverwitterten Brückenbogen des Pont neuf. In verlorenen

Gründen stäuben die Wasser, in ihrem Lustzug schwanken die Neste der uraltsten Alpentannen, der Arven und Ahorne,



J. C. Heer.

darüber ragen zerrissene Felsenzähne dunkel und todestraurig und staunen auf eine Marienkapelle, auf ein sonnenunmütetes liebliches Idyll an jäher Bergwand jenseits der Brücke hernieder.“

In dieser wundersamen Landschaft erhält nun Heer die erste Runde von den „Heiligen Wassern“, die hier in ur-alten Leitungen herniederströmen und mit Lebensgefahr ausgebessert werden müssen. Als einsamer Schullehrer auf entlegenem Dorf und als Redakteur der „Neuen Zürcher Zeitung“ hatte er durch zwei Jahrzehnte so viel mit dem Leben und dem Tage zu kämpfen, daß er nicht zur Sammlung kam. Wohl aber zogen ihn die seltsamen Wasserleitungen des Wallis, die zauberischen Sagen und die eigenartig verschlossenen Menschen immer mehr an, und auf häufigen Wanderungen lernte er sie kennen. Endlich kam auch die Stunde, da er zum Dichter wurde. Er hatte über das Walliser Land und Volk einen Vortrag im Rheinland gehalten und fuhr nun an einem duftigen Spätherbsttag den Rhein herunter, umweht von der romantischen Stimmung der Burgen und Felsen. Da stieg ihm plötzlich das von Firschen überleuchtete Bergtal des Jugendlebnisses auf, und klar sah er die Gestalten vor sich, die er zu Trägern seiner Dichtung machen wollte. „In jähem Gestaltungsdrang unterbrach ich meine Reise, warf mich vom Dampfboot auf den Zug, raste heimwärts und schrieb, alles übrige beiseitelegend, in wunderbar erhöhtem Lebensgefühl, das die Feder Tag und Nacht laufen ließ, während sieben Wochen den Roman, der schon meine Jugendtage bewegt hatte, von Anfang bis zu Ende. Nur unter äußerem Kampfe gelangte der Journalist zur Anerkennung als Schriftsteller. Als das Werk zuerst im Feuilleton der „Neuen Zürcher Zeitung“ erschien, flogen die anonymen Briefe, die zurückgesandten Zeitungs-exemplare mit spöttischen Bemerkungen stoßweise auf das Pult des Feuilletonredaktors. Die gesamte Redaktion atmete auf, als das Unheil vorüber war. Dem Buch ging es zum

Glück besser, es machte seinen Weg. Ich bin über dem Werke Schriftsteller geworden; es und der „König der Bernina“, der ihm folgte, gaben mir die Freiheit der literarischen Betätigung.“

Karl Erny, Zürich.

### ... klingt ein ...

(Simmentalerdeutsch.)

„Alle Bueb, häb uf“, het d'Mueter am Meisuntig 185.. zue m'r grüest, „gschou, d'Sunna schtih scho höi am Himmel.“ I b'sinne mi no guet, wie si mi an d'r Axle gschüttelel het u d'rglyche ta, wie si tüber we, wäder en alte Hurnuñ. Is zwü drü bin i blutte bim Tisch ene i-me-ne Züberli lewem Wasser gschandte, schlafgshturne, mit zeme-bachete-n-Uge, das i schiergar nüt gsch ha u nit gwüst, wa-n-i igetli o bi u d'rzue pläret, nit grad schön. Jeß, wa-n-i alte bi, b'sinne-n-i mi no e so guet a das Borkommnis, das mi duecht, es sngi blos es par Monet. Item, di Wäldete isch verby ggange trok d'r ruche Gwandbürschte u de Brätsche uf mis dlyne magere Sizläderli. O Herr-jeß, wie hets mi gschnadelet, wie-n-es aschbigs Lubblatt. D's Abtröchne isch o nit sydig ghn, wie hättis o sölle, mu het denzumal d'Lingsche no selber gmacht, va rychtigem oder chuderigem Garn mit oder ohni Brähdinglefäge drind. D'Mueter het ne fescht zoge, da Abtröchnihüdel, va z'o-brischt bis zunderischt, i-n-alle Chehre-n-a Egge umha. Aber gwohlet hets m'r derby. Es isch m'r e so warmdür e Lyb ggange, i wis nit wie u bi über u-n über füürzünt-rote ghn u süssch numme-n-e so äschgraue. D'Schlafgshturni het mi nüt meh plaget, di zemebachnige-n Uge ha-n-i chenne ustue u d'Sunna gugge, u blutte us'm Tisch obe z'schtah, het m'r nüt gmacht, blüttle hätti no lenger möge. Aber du chunt d'r Att zue m'r mit d'r Schaffherl u sit: „Häb di schill Bueb, i wil d'r d's Haar grad e chli abhoue.“ Das ha-n-i gärn ghört. „Uh, e wettige Haarhüwel! Haar het' wie Süwwurdi“, sit d'r Att zu d'r Mueter.

Währet dem Schäre het d'Mueter hinder m'r geng öppis gha z'nusche, bal obe-n-y im Schaft, bal unne-n-y u bal im Fadehörbli. Wa-n-i mi geng ha welle undreie u gwundere, was da hinder m'r gangi, brummlet d'r Att e so halblut, aber rez: „Los Bueb, häb di jeß de schill, süssch.....“

Poß Chrieg, d's Atté Schimm het i d'r Hushaltig gwürkt. Endli isch d'r Gwafför fertig worde. Aer wüscht dä Huuse Haar zeme u lachet: „So, das git e Wedele fur im Winter.“

Druß hi nimmt mi d'Mueter umi i d'Hend u liht m'r es nagelnüws Hemli a, es schöns Hemli sage-n-i, es schneewyßes, i ha no nie es settigs anne gha, u-n es het m'r paßt, wie agosse, am Halsbendel es goldgälbis Häftli u-n-es Ringli, wie a d's Großatte Hemlene, u-n-es isch m'r ggange bis under Chnöu. „Mueter, wär het das Hemli gmacht?“ „I saget nit. Sitk ahe, i will d'r Schtrümpf alege.“

E d'r tusig, wñk Schtrümpf! u sy grad äbe rácht zu myne dümme Schichlene! „Gäll Mueter, d'Gotte Süsi het si glismet?“

„Aba, schtand uf!“ U dermit nimmt si hinder m'r es Paar prächtigi halbinigi Hösleni, het si vur m'r uf u fragt: „Woich du di oder soll i si d's Handhüttis Bueb ggee?“

„Ni ni, i wott si, leg m'r schi a! Uh, das sy schön Hösi! Wa hesch di Hosetreger ghusst?“ Wie di Große's es o mache, gryfe-n-i i d'Hoseak, aber uha! Us d'r lingge Syte isch e fine. „Das macht nüt“, sit d'r Att, „we de große bish, chash de zwe Sek ha.“ I bi i de Hose us'm Tisch umhazschprunge, wie-n-es Gizzli u hätti mi d'Mueter nit gha, su we-n-i ahight. Drußhi sit si m'r es Roki a va glychligem Tuch wie d'Hösi. Jeß erscht ha-n-i mi rácht gmint u d'Aermeli grediusi gha wie di Turner im Rüegsauschache. Underinisch sit d'Mueter: E, d'r Schnider het d'Tächi vergässe z'mache!“ I gschoue u rüefe: „Ni, ni!“ u bed Hend flüge i d'Sed.

Wa-n-i du no di näwe Schue ha andgha, hets għiże: „So, gang jeß dur d'Schtube uehi u-n-ahi, su għejt mu, wie du chunsħt.“ Es mal uehi, es mal ahi, d'Schichleni għshtekk wie Schäfli, daß emel e kiner Rumpf għabi ... „Chani jeß uſi?“

„Ja ja“, sit d'Mueter, „aber numme-n-uf Bseħi, nit uf di dräktige Schtraħ, süssch muesch de d'r Mitschirok umi alege.“ Nie, lieber ha-n-i għolget u bi gwüß numme ufe-n-oberste schinige Schtägestritt ga schtah, grad a d'r Schtraħ and. Wie-n-es holzigs Mandli bin i għstānde u għmint, di ganzi Wält sħiġi minn. Brediglūt sy grad verby ggange, emel viel Troui, aber e ki Gotte Süsi. Mueter het dä Bueb uſem Schtägestritt agħschouet, niemer het ne grüest, dä ghōsċlich Bueb im Habbly, e e emel o, nit es mal d'r Better David, wa all Sunnitig z'Bredig ggange isch u ħtie għa het u mier numme dn̄i Giż...“

Was het verlütet għa, sit d'r Att: „So gi m'r d'Hand, mier għi i d'Chumm uſi.“ „Wa wit'r us?“ rüeft d'r Dokter vam Pfeschter aha, „was hesch da fur ne näwe Buebel?“ „Säg im Deppis“, sit m'r d'r Att hübscheli, „aber lut.“ „Dokter, i bi üse Hans!“ Dä lachet d'r Buggel volle u di Dokteri nebim schlaħt d'Hend zeme: „So, hets jeß endli Hösi għee, 's isch ase Zyt, e so ne drujehrige Bueb u no geng im Mitschirok! Chumm uehe.“ Das ha-n-i m'r nit zwūmla la sage. I schpringe über di schinigi Schtäge-n-uf u di Dokteri tuet m'r i-nie jedere Rockat zwe Surgraeħ u għryfst no i dä inżig Hoseak u-n-i gumpe umi dur Schtäge-n-ahi, su għswind i mit dene churze Schichlene ha chenne, u zum Attē u zige-n-im di Depfle u reke no i Hoseak u għspūr-e-n-öppis Rundu, ziehs uze u zige-n-ims o. „Pożi tuſiq, es nūws Zwenzgi“, sit'r, „hesch danket?“ Hesch danket? sinne-n-i u għschouene a. Aer merkl's u giħi hurtig mit m'r über d'Schtäge-n-uehi. Da chunt grad d'r Dokter zur Tür uſe, u-n-i bruelene-n-a: „Danħigħiġ Dokter!“ u wollt uni dur d'Schtäge-n-ahi. „Wart Bueb, du bruchx mier nüt z'danke, i ha d'r nüt għee!“ „Aber di Dokteri, sage-n-i hurtig. Aer lachet u għryfst i d's Schilettäschli u git m'r e wñże Baże. E Franke! „Danħigħiġ Dokter!“ Dä Dokter isch gäge-n-üs geng e guete għi. „Los“, sit'r zum Attē, „häb Sorg zu dem Bueb, süssħi għix'r uni, chumm de morn, i għib d'r de es Mitteli, das'r Bluet über-chunt.“ Dermit sy m'r dur d'Schtäge abi u gäge d'Chumm zue u-n-i ha-n-e Depfel għasse u d's Frenkli u d's Zwenzgi għugget. I sage no hüt: Wie bi-n-i e glüdlie Bueb għi dä Morge. Aber es isch no schöner cho. D'r Att u d'Mueter sy im Namittag mit andere Lüte zu Bodehans i Grabe-n-usi z' Tanz. Bodehans isch e guete Fründ għi va mynn Att u het im geng Arbit għee. Scho denzumal würd d'Schpruchwort ha golte: I Hand wäscht di anderi. Aber es isch emel e schöne Tag għi. I ha vorħar no nie għeb tanze u Trumpeter ghört isħpiele. E wie ha-n-i għugget, wa d'r Att u d'Mueter hi tanzet! I għeħs no hüt, wie d's Attē Rocksfäde għloġi sy, lanks u rāchts u-n-uf u-n-ab, u d'Mueter het geng glachet gäge mi, we si bi üsem Tisch verby għwalset sy oder ghopseret. Għiżi het si e guete Tag għa, sinn emel o: E næwe Hosebueb u mit'm Attē tanze! Underinisch għeħ-n-i bi d'r Tanzsaaltür Gotte Süsi schtah u mitts im Tanze bruele-n-i so schtarr i ha möge: „Gotte Süsi, għuġi, i ha nūw Hösi!“ u schtah uſi e Schħiel ueħi. Uh, wie hi di Lüt glachet! Wa d'r Tanz isch fertig għi, isch d'Gotte o zu is-ħo ga lise. Si het grūseli Fruid għa a dem chlyne Hosebueb! U het alliwi e-m-e-ne Läbbħuċ-ħroueli dütet, u m'r es ġħali għaliex. Da sy no ander Buebe im Tanzsaal għi, grōßer u schercher wa-n-i. Im Tanzsaalmetteli sy mier Buebe-n-ia ummiegħsprunge, u bal enandere għaaret u bal mit de Schuene għsħiġi għi. Ta, wie d'Buebe tħie. Aber i bi d'r gringħi għi....

Mynher næwe Hösi sy am Abe aber nit meħ so schone għi, wie am Morge. Item, i ha d'r Mitschirok nie meħ brueħ-n-a legħi. Sch.